



Stephan Sieber ist seit sechs Jahren Heimleiter im Kinderhaus Holee.

Basel-Stadt

7. März 2026 | Seite 24

🕒 8 min.

«Das sollte man in diesem Alter nicht durchmachen»

Im Kinderhaus Holee wohnen Kinder, deren Eltern nicht für sie sorgen können. Aufgrund schwerer Vorgeschichten muss das Team sehr individuell mit den Kindern sowie mit der Belastung, die der Job mit sich bringt, umgehen.

Jaël Aebi

Im ersten Stock des Kinderhauses Holee riecht es gerade nach frisch gebackenen Keksen. An einem langen Tisch sitzen die Kleinsten, teilweise nicht einmal ein Jahr alt, und schauen mit grossen Augen Richtung Eingang. Sie sind meist kurz nach der Geburt ins «Holee» eingezogen und bleiben, bis sie ungefähr fünf Jahre alt sind, bei der Gruppe «Chäferli».

Im Haus ist es zurzeit ruhiger als sonst. So ruhig, dass man alles in Ruhe betrachten kann. Viele Wände im Haus sind bunt. Überall hängen Fotos, Zeichnungen und Bilder von den Kindern. Während der Schulzeit sind im vierstöckigen Gebäude 26 Kinder untergebracht. Jetzt ist die Gruppe «Elefäntli» im Skilager in Wildhaus und einige Kinder verbringen ein paar Tage bei Verwandten. «Manche sind jedoch auch 365 Tage im Jahr im Holee», sagt Stephan Sieber. Er ist Geschäftsführer der Kinder- und Jugendinstitutionen der Heilsarmee in Basel-Stadt und arbeitet schon seit sechs Jahren als Leiter im Kinderhaus Holee. Er studierte Sozialpädagogik, Betriebswirtschaft und die Mehrheit seines Lebens hat er beruflich in stationären Institutionen oder Organisationen verbracht.

Für einige Kinder ist das Holee der einzige Ort, an dem sie wohnen können. Es sei eines von zwei Kinderheimen in Basel-Stadt, die Babys direkt nach der Geburt aufnehmen. Bis die Kinder 14 Jahre alt sind, ist das Holee ihr Zuhause. Danach können sie in eine andere Institution, in eine Gastfamilie oder bestenfalls wieder nach Hause ziehen. In Basel-Stadt gibt es 458 bewilligte Plätze in 19 Kinder- und Jugendheimen. Per Ende 2025 waren 444 Kinder in Heimen oder bei Pflegefamilien untergebracht, wie das Erziehungsdepartement auf Anfrage mitteilt.

Anders als bei Kinderheimen oft angenommen wird, sind die Kinder im Holee keine Waisen. Ihre Elternteile sind vielmehr nicht selbst in der Lage, sie grosszuziehen – beispielsweise aufgrund von Obdachlosigkeit, Drogensucht, Gewalt oder psychischen Erkrankungen. So gelten auch für alle Eltern unterschiedliche Bestimmungen für Besuche oder Ausflüge mit ihrem Kind.

Die Behörden begründen eine ausserfamiliäre Unterbringung mit: «Kinder wachsen in einem Kinderheim auf, wenn ihr Wohl in der Familie nicht gewährleistet ist.» Die einschneidende Massnahme der Unterbringung würde über die Kindes-schutzbehörde angeordnet werden oder weil die Eltern damit einverstanden sind und sie gemeinsam mit der Behörde vereinbaren.

Lieben, auf einer professionellen Ebene

Wenn Neugeborene direkt nach der Geburt einen Entzug durchmachen müssen, weil ihre Mutter während der Schwangerschaft Drogen konsumiert hat oder ein dreijähriges Kind wegen Gewalt inmitten der Nacht von der Polizei abgeholt werden muss, braucht es Menschen, die da sind und den Kindern wieder einen sicheren Ort geben können. Im Kinderhaus Holee stehen für den Notfall drei weitere Plätze zur Verfügung. Die Kinder werden pro Gruppe von der Teamleitung, drei Sozialpädagoginnen oder -pädagogen, einer Praktikantin oder einem Praktikanten, einer Person in sozialpädagogischer Ausbildung und teilweise einem Zivi betreut. Die Mitarbeitenden müssen dabei eine Übersicht über alle Kinder haben und deren Geschichte kennen.

Der Umgang mit den Kindern verläuft sehr individuell. «Unsere Aufgabe ist es nicht, Mami und Papi zu ersetzen. Das wollen wir auch nicht», erklärt Adriana Fonsatti. Sie ist zuständig für die Prozessbegleitung im Kinderhaus Holee und überblickt die individuelle Entwicklung und Förderplanung der Kinder. «Die Kinder haben ihre Eltern noch», die Aufgabe des Teams sei es, den Kindern einen sta-

bilen, verlässlichen Rahmen zu bieten, in dem sie sich gesehen fühlen und sich gesund entwickeln können.

Eine entscheidende Situation sei etwa das Zubettgehen. «Besonders am Abend verarbeiten die Kinder vieles», so Fonsatti. Dann sei es wichtig, präsent zu sein, zuzuhören und zu erkennen, was jedes einzelne Kind gerade brauche. Manche Kinder wollen eine Geschichte hören oder dass man ihnen ein Lied vorsingt. Andere wollen ein kurzes Gespräch führen, um den Tag abzurunden. Manche benötigen etwas mehr Zeit, um zur Ruhe zu kommen. «Es kam auch schon vor, dass die älteren Kinder uns begleiteten, wenn wir die Kleineren ins Bett bringen, das stärkt das Gemeinschaftsgefühl.»

Die Geschichten der Kinder können für viele Menschen emotional eine zu grosse Belastung sein. Sozialpädagogen werden bewusst dafür ausgebildet und doch kann es passieren, dass sie in ihrem Alltag an ihre Grenzen stossen, sowie die Kinder auch. Im Untergeschoss des Hauses befindet sich der «Gumpikeller». Dort trifft man auf Kissen, Matten, eine Kletterwand und auf nichts, was kaputtgehen könnte. «Dort können sich die Kinder körperlich austoben und Spannungen abbauen», so Fonsatti. Dieser geschützte Rahmen helfe ihnen, nach belastenden Situationen wieder ins Gleichgewicht zu kommen. «Andere hingegen brauchen eher Ruhe oder Rückzug.» Wichtig sei, die Verfassung des Kindes wahrzunehmen und entsprechend darauf einzugehen.

Arbeitsalltag vom Privatleben trennen

«Die Kinder haben teilweise schon viel durchmachen müssen. Meist Dinge, die man in diesem Alter nicht durchmachen sollte», sagt Stephan Sieber. Der 48-jährige erklärt, wieso die Geschichten der ganz Kleinen viel in einem auslösen können: «Je mehr Verletzlichkeit sichtbar ist, desto schlimmer nimmt man die Situation wahr.» Die Angestellten müssen sich jeweils mit den Schicksalen der Kinder befassen. Bei sehr gravierenden Fällen kam es auch schon vor, dass jemand das Lesen der Akten abgebrochen habe und eine Pause brauchte, so Sieber.

Auch für ihn gibt es immer noch Fälle, die ihm nahe gehen. Am wichtigsten sei es für ihn dabei, ein Ventil zu finden. «Mir hilft Sport. Man kann aber auch mit einem Freund oder einer Freundin darüber reden, wenn die Arbeit gerade sehr belastet.» Und noch eine andere Tatsache ruft er sich immer wieder in Erinnerung: «Es gibt einige Jobs, die sinnloser sind als meiner.»

Dem Geschäftsführer macht es zu schaffen, dass der Arbeit im sozialen Bereich oft nicht genug Beachtung geschenkt werde. Menschen würden oft eine neutrale Einstellung zu Kinderheimen haben, weil sie nicht wissen, welche Vergangenheit diese Kinder haben. Das findet auch die 25-jährige Sarah Salani. Sie arbeitet seit dem letzten August im Holee, nachdem sie ihr Studium in Sozialer Arbeit an der FHNW in Muttenz abgeschlossen hat. Sie glaubt, es sei ein «nischiges» Berufsfeld: «Weil man im Alltag nicht viel mit der Arbeit von Sozialpädagogen konfrontiert wird, muss ich vielen Personen erklären, was wir hier für eine Arbeit leisten. Für sie funktioniert es einfach».

Bereitschaft für Schichtarbeit fehlt

Sätze wie «Das ist ja nur Kinder hüten» oder «Oh, das wäre nichts für mich» hört Sieber oft. Dabei würden diese Personen oft gar nicht wissen, was hinter den Kulissen passiert. Im Alltag muss das Personal vieles unter einen Hut bringen: die direkte Arbeit mit den Kindern, mit den Eltern, die Fallführung, der Kontakt mit den

Behörden, die Administration, die emotionalen Aspekte und die Schichten. Wobei Sieber auch passende Mitarbeitende für den Beruf einstellen muss. Sozialpädagogen werden im Studium auf hohe emotionale Belastung vorbereitet. Was heutzutage jedoch oft fehle, sei die Bereitschaft, in Schichten zu arbeiten, so Sieber.

Dass Angestellte wegen der Belastung ein Burn-out hatten, sei während seiner Zeit im «Holee» sehr selten vorgekommen. Was er aber bisweilen erlebt hat, ist, dass Personen schon in der Probezeit oder an Schnuppertagen merken, dass sie mit den Schicksalen der Kinder nicht klarkommen. Er stellt aber sicher: «Wir machen eine sehr realistische Job-Vorschau.» Die Personen wüssten also, was auf sie zukomme.

Was in den vergangenen Jahren hingegen deutlich zugenommen habe, sei der administrative Aufwand. «Heute gibt es Konzepte, Richtlinien, Aufsichten und ein präventiveres Arbeiten. Bevor jemand eingestellt wird, muss die Person unter anderem ihren Strafregisterauszug abgeben.» Das sei wichtig, weil Heime früher weniger kontrolliert wurden. In diesem Zusammenhang würde die Heilsarmee auch ihre Verantwortung wahrnehmen und eine unabhängige Anlaufstelle für ehemalige Bewohnende betreiben. «Heute stimmt das Klischee vom «strengen Heim» nicht.»

Im dritten Stock des Holee ist es deutlich lauter als im Rest des Hauses. Die Kinder, die im Kindergartenalter sind, müssen gerade ihre Zimmer aufräumen. Zwischen Spielsachen und Turnschuhen wird nun mit dem Staubsauger jedes Staubkorn aufgesaugt, an das man gerade herankommt. Das Team ist koordiniert unterwegs, tauscht sich ständig aus und ist immer da, um zu helfen. Salani hat sich mittlerweile gut im «Holee» eingearbeitet. «Es ist wichtig, individuelle Beziehungen zu den Kindern aufzubauen, um zu wissen, was sie in einer schwierigen Situation brauchen.» Diese hatte sie anfangs noch nicht, was es für sie schwerer machte.

Auch bei ihr kann es vorkommen, dass sie an ihren freien Tagen mal an die Arbeit denken muss. «Wenn ein Kind gerade eine schwierige Zeit durchmacht, denke ich öfter daran.» Dabei sei eine gute Abgrenzung und ein professioneller Umgang damit sehr wichtig. Dass man ernste Probleme früh genug erkennen kann und die emotionale Belastung für die Angestellten nicht zu gross wird, führt Sieber unter anderem jeden Monat ein Einzelgespräch mit der Teamleitung der Gruppen. Diese suchen dann das Gespräch mit ihren Teammitgliedern. Für die Prävention von Überlastung und Übergriffen haben die Kinder- und Jugendinstitutionen der Heilsarmee in Basel-Stadt verschiedene Konzepte.

Der Dank kommt meist erst im Nachhinein

Wenn jedoch doch einmal jemand für eine längere Zeit ausfällt, müssen die Schichten von anderen Teammitgliedern übernommen werden. Auch wenn es für seine Angestellten manchmal anstrengend, belastend und überfordernd ist, käme im «Holee» nie die Option infrage, nicht bei der Arbeit aufzutauchen. «Weil sie es für die Kinder und für ihr Team tun», sagt Sieber. Salani erzählt, dass es für sie eine grosse Bedeutung habe, wenn sie die Kinder zum Lachen bringen kann. «Es sind die kleinen Momente, wie wenn man im Hof Fussball spielt und ein Kind ein Goal schießt und sich alle freuen.»

Es ist ihr wichtig, dass ihre Schützlinge nicht als «Heimkinder» abgestempelt werden. «Sie gehen ganz normal in die Schule, aber sie können nun mal nicht bei ihren Eltern leben – sonst sind sie gleich wie alle anderen Kinder.»

Auch Sieber erlebt immer wieder schöne Feedbacks. Schon oft haben sich Personen bei ihm gemeldet, die früher einmal von ihm betreut wurden. Um sich bei ihm für seine Arbeit zu bedanken oder um ein Gespräch zu bitten. «Mit Kindern und Jugendlichen gibt es oft viel Konfrontation und später kommt es dann plötzlich zurück.»